

Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 40 (1953)

Heft: 10: Staatliches Schulrecht ; Anschauliche Grammatik

Artikel: Zum lateinischen Schrifttum der Angelsachsen : ein Kapitel
Weltliteraturgeschichte des frühen Mittelalters

Autor: Tunk, Eduard von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-532974>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ten und erkennen, wenn er schon vier Warnsignale voraus passiert, ehe es sich einstellt.

Lassen wir bei Diktaten und in Aufsätzen die großgeschriebenen Wörter als Herrenwörter gelten; heben wir immer hervor, welche »Diener« es begleiten, so wird die Sicherheit für die Groß-Schreibung durch eine Begründung gefestigt und auch mit der Zeit in schwierigern Fällen bewußt erkannt. Es ist nicht nötig, eine Regel zu lernen, die doch nicht Allgemeingültigkeit besitzt.

Wir dürfen aber auch nicht dem Fehler verfallen, in unserer Sprachlehre Übungen aufzustellen unter dem Titel: »Das großgeschriebene Tunwort«. Denn große Anfangsbuchstaben ordnen wir nur den Hauptwörtern zu. »Vor dem Beten, beim Beten, nach dem Beten, zum Beten, am Beten, vom Beten« sind *Vorwortgruppen*, wo das Hauptwort durch das Vorwort und den Artikel oder durch das Vorwort mit verstecktem Artikel angezeigt wird. »Der Kleine, die Breite, die Tiefe« sprechen wir selbstverständlich als Hauptwörter an. »*Et was Süßes, ins Blaue, vom Dunkeln zum Hellen . . .*« sind ebenso unverkennbar

Hauptwörter; aber nicht *großgeschriebene* »Wiewörter«. Solche verwirrende und verworrene Umschreibungen sind einfach üble Torheiten. Sie sind begriffswidrig (in einer folgenden Sprachübung kann der Schüler wieder hören: Alle Tunwörter und Wiewörter schreibt man klein!) und nur am äußerlichen Formbild abgelesen. Solche Unterscheidung und Beurteilung dringt in keiner Weise nach der Tiefe und verdirbt darum. Auch die Endungen bei gewissen Wörtern sind kein sicheres Mittel, die Wortart zu bestimmen. »Ob mir die Zeichnung der Schmetterlinge wohl gelinge?« »Während der Zuchthaushalt blieb der Sträfling standhaft.«

Die Großschreibung an sich hat ihre Begründung in der Sprachentwicklung. Sie setzt differenzierendes Denken voraus und verlangt darum Schulung der Denkfähigkeit und nicht gedächtnismäßiges Reglementieren. Weniger das auswendige Wissen, sondern das innere Verständnis befähigt den jungen Menschen, in seiner Selbstständigkeit voranzukommen. In diesem Sinne stellen diese Arbeiten auf dem Gebiet der Sprachlehre einen Beitrag zur Erziehungsaufgabe dar.

MITTELSCHULE

ZUM LATEINISCHEN SCHRIFTTUM DER ANGELSACHSEN

Ein Kapitel Weltliteraturgeschichte des frühen Mittelalters

Von Eduard von Tunk

Die äußere Veranlassung zu diesem Aufsatz gab das Erscheinen einer neuen Publicationsreihe, des »Thesaurus Mundi, Bibliotheca scriptorum Latinorum mediae et recentioris aetatis«, betreut von einer Arbeitsgemeinschaft, an deren Spitze neben anderen Gelehrten der Berner Altphilologe Walter Wili steht. Alljährlich sollen vier Bände ediert werden (alleinige Ausliefe-

rung für die Schweiz: Artemis-Verlag, Zürich); unter der ersten Serie (vom Jahr 1951) befinden sich nun zwei Dichtungen aus dem 10. Jahrhundert, herausgegeben von Alistair Campbell (Universität Oxford), nämlich: Frithegodi Monachi Breiloquium Vitae Beati Wilfredi und Wulfstani Cantoris Narratio metrica de Sancto Swithuno. Ich hielt es für angezeigt, den

Bericht hierüber in den zugehörigen geschichtlichen und besonders literarhistorischen Rahmen zu fügen.

1.

Das Licht der Geschichte fällt auf die Insel Britannia, als C. Julius Caesar sie Anno 55 v. Chr. betritt. Es dauerte dann fast ein Jahrhundert (bis 43 n. Chr.), bis der Süden der Insel erobert ist; weiter können die Römer nicht und bauen — als Gegenstück zum Limes in Germanien — den Piktenwall. Hauptstadt der jungen Provinz wird Eboracum (York), woselbst zwei römische Kaiser sterben, Septimius Severus (211) und Constantius Chlorus (306), und Constantin d. Gr. zum Augustus ausgerufen wird (306). Doch schon ein Jahrhundert später verlassen die Römer das Land (um 410) und überlassen die einst unterworfenen Britannen, einen keltischen Volksstamm, ihrem Schicksal. Bald, etwa um 450, landen die germanischen Angelsachsen, d. h. Angeln, Sachsen und Jütten, an der Ostküste und drängen die Kelten immer mehr nach Westen. Ein Teil derselben sucht neues Land in der noch heute nach ihnen benannten Bretagne, ein anderer wehrt sich verbissen um die alte Heimat und hält sich in den Landschaften Cornwall, Wales, Cumberland. Einer ihrer letzten Anführer ist Arthur, wahrscheinlich 537 in der Schlacht am Camlaun gefallen, das historische Urbild der späteren *Artussage*. So gewinnt England im Endkampf der Kelten bereits weltliterarische Bedeutung.

2.

Die Geschichte der germanischen Völkerwanderung zeigt, daß Goten, Burgunder, Vandale einen gewissen Respekt vor der ihnen überlegenen Kultur des alten Reiches hatten, daß sie aber auch den Versuchungen der städtischen Kultur und den demoralisierenden Einflüssen der untergehenden Antike erlagen. Zum andern ist festzuhalten, daß die genannten Stämme

als (arianische) Christen ihre barbarischen Gelüste in etwa bereits zu bändigen wußten; die Angelsachsen dagegen sind noch Heiden, da sie ihren Fuß auf die Insel setzen, und doch sollen sie die Zukunftsvision Salvians als wahr erweisen: gekommen in der Absicht, im neubesetzten Gebiet die christliche Lehre (schon am Anfang des 4. Jahrhunderts ist Eboracum als Bischofsitz bezeugt) auszurotten, werden sie vorzüglichste Verkünder der Religion des Kreuzes. Die Wendung der Dinge führt Papst Gregor d. Gr. herbei, indem er *Augustinus* mit 40 Gefährten zu den Angelsachsen sendet (596 Landung der Glaubensboten in Kent, einem der sieben Königreiche von damals). Dem Geiste der Benediktinerregel und den Aufträgen des Benediktinerpapstes gemäß lassen die Mönche Maß und Milde walten, knüpfen zum Vorteil von Volk und Sendung an vorhandene Sitten und Bräuche an und veranlassen auch die Aufzeichnung des alten angelsächsischen Rechtes, und zwar — im Gegensatz zu den germanischen Stämmen des Kontinents — in angelsächsischer Sprache. 601 folgt Northumbrien dem Beispiel Kents und gewährt dem aus Rom eintreffenden *Paulinus* die Freiheit, das Evangelium zu predigen. Allerdings droht 633 der christliche Frühling im wiederkehrenden Wintersturm vernichtet zu werden (König Edwin von Northumbrien fällt für sein Reich und für seinen Glauben in der Schlacht bei Hatfield gegen den noch heidnischen König Penda von Mercien). Dennoch kann bald die christliche Missionsarbeit wieder aufgenommen werden, jetzt allerdings durch irische Mönche (mit dem Zentrum *Lindisfarne*, englisch *Holy Island*); durch ihre schärfere Richtung und zufolge der nationalen Spannung zwischen Angelsachsen und Kelten gerieten sie jedoch in Gegensatz zu der durch Augustinus und Paulinus geschaffenen (römischen und benediktinischen) Tradition, so daß sich schließlich die Synode von

Whitby (664) für die Rückkehr zu dieser ausspricht.

3.

Zur Durchführung der Synodalbeschlüsse erbeten sich die beiden Königreiche Northumbrien und Kent von Rom einen neuen Erzbischof und erhalten ihn in der Person des Mönches *Theodor*. Der war um 602 zu Tarsos in Kilikien, der Heimat des Völkerapostels, geboren, in Athen literarisch gebildet worden und lebte jetzt in Rom. Zum Bischof geweiht und zum Metropoliten von Canterbury ernannt, landet er 669 in England, visitiert sämtliche Kirchen, hält 672 oder 673 eine Synode zu Herford ab, gibt der bisherigen Missionskirche eine feste Organisation und legt dadurch den Grundstein zur späteren politischen Eingang, gründet verschiedene Kloster- und Kathedralschulen, von denen die in Canterbury, Malmesbury, Wearmouth und Jarrow führend werden, und leitet dadurch einen schier beispiellosen kulturellen Aufschwung ein, der unter der Bezeichnung »angelsächsische Renaissance« in die europäische Geistesgeschichte eingegangen ist. Die Leistung Theodors ist zum Teil Wiederaufnahme der durch Augustinus und Paulinus begonnenen Aktion, Pflege des angelsächsischen Idioms, ist aber zum andern Teil ein verstärkter Einsatz der wertvollen Güter der Antike, fast selbstverständlich bei einem Mann, der aus dem griechischen Kulturreis stammt, und noch gerne seinen Homer liest. Gerade der Unterricht im Griechischen gibt in der Folgezeit den Schulen in England eine eigenartige Note und erleichtert später dem ganzen Land die Begegnung mit dem Humanismus.

4.

Ein Schüler Theodors, der zuerst in Lindisfarne gebildet worden war, darf als Vater der anglo-lateinischen Poesie und Literatur überhaupt bezeichnet werden, *Ald-*

helm (um 650—709) von Malmesbury. Als Fürstensohn hatte er gelernt, Gedichte in der Muttersprache zu machen, sie zu vertonen und kunstgerecht vorzutragen. Das war höfische Kleinlyrik altgermanischer Art; daneben gab es auch volkstümliche Weisen; ihrer wußte sich Aldhelm nicht minder zu bedienen, auch als er Mönch, Abt, Bischof geworden. Sein Bildungserlebnis aber drängte ihn zum Latein, zur Verbreitung der römischen Erudition und der antiken Metrik und zur Pflege dieser Kunst in eigenen Leistungen durch Vers und Prosa. Zudem wollte er es überflüssig machen, daß die Vornehmen seines Volkes gleich Bienenschwärm nach Irland wanderten, als ob die eigene Heimat keine gelehrte Bildung bieten könnte. Zu dem nationalen Gegensatz kam noch ein tieferer Grund: Irland pflegte, um mit R. E. Curtius zu reden, eine phantastisch-abstruse Latinität mit artistischer Selbstgefälligkeit; auch Aldhelm beherrschte diesen bis zur Unverständlichkeit manirierten Jargon und wandte ihn gelegentlich an — nur um zu zeigen, daß man in England das auch könne; aber nicht ohne den Einfluß Aldhelms schrieb man um 700 in England ein bewundernswert reines Latein, während in Frankreich Verfall herrschte. Übrigens: die Pflege der fremden Sprache bedeutete keineswegs Vernachlässigung der eigenen; in Aldhelms Tagen begründete *Caedmon* das angelsächsische Schrifttum; ein Klosterknecht neben dem Fürstensohn, ein Uneschulter neben dem Gebildeten, ein Analphabet, dem schreibkundige Mönche Hilfe leisten. Dieses schöne Beispiel christlicher Verbundenheit aller Stände und Bildungsstufen illustriert die Bedeutung der angelsächsischen Renaissance, in der Wiedergeburt lateinischen Dichtens (bei Aldhelm) und »Wiedergeburt« der angelsächsischen Poesie als Schöpfung christlicher Poesie (durch Caedmon) eine Renaissance von Zwillingen ergibt.

5.

Der größte Gelehrte in der Nachfolge Aldhelms wurde *Beda* (673—735), der, obwohl nicht Abt, bald *Venerabilis*, d. h. der Ehrwürdige, hieß. Sein Nachlaß zeigt die Vielseitigkeit der Anlagen und Interessen dieses Mannes, der die längste Zeit seines Lebens Lehrer an der Klosterschule zu Jarrow war und noch auf dem Sterbebett Unterricht erteilte und literarische Arbeit leistete; er schrieb Lateinisch und Angelsächsisch, Vers und Prosa, behandelte Fragen der Naturwissenschaft, der Grammatik und der Metrik, vor allem der Geschichte; bahnbrechend wirkte er als Chronist durch Übernahme der noch heute üblichen Datierung, die der 540 zu Rom verstorbene Abt Dionysius Exiguus begonnen hatte. Bedas Glanzleistung ist die »angelsächsische Kirchengeschichte«, die auch die politische Geschichte und das völkische Brauchtum nicht außer acht läßt, das älteste Beispiel germanischer Historiographie, wenn auch in lateinischer Sprache verfaßt, stilistisch ausgezeichnet durch Klarheit und Verständlichkeit, wissenschaftlich vorbildlich durch Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Wichtig ist ferner Bedas kleine Schrift »de schematibus et tropis«, worin die durch Hieronymus, Augustinus von Hippo und Cassiodor angebahnte Übertragung der antiken Rhetorik auf den Bibeltext folgerichtig zu Ende geführt erscheint. Nur um wenige Jahre jünger als Beda ist der große angelsächsische Missionar *Bonifatius* (675 bis 754), der Apostel Deutschlands; der literarhistorischen Erwähnung nicht unwert um seiner Briefe willen, geistesgeschichtlich die Brücke von der angelsächsischen zur karolingischen Renaissance, die vier Jahrzehnte nach des großen Heiligen Blutzeugentod nicht ohne Mitwirkung seiner Landsleute einsetzt.

Schon aber befruchtete die angelsächsische Renaissance auch das muttersprachliche Schrifttum; wenigstens darf man es wa-

gen, dem 8. Jahrhundert die uns in einer Handschrift des 10. Jahrhunderts bewahrte Fassung des *Beowulfepos* zuzuschreiben, dessen unbekannter Dichter durch die Schule Vergils gegangen sein muß. In dieselbe Zeit fallen wahrscheinlich auch einerseits die sechs sogenannten *Elegien* in angelsächsischer Sprache, sie wie das *Beowulfepos* nicht heidnisch im Gegensatz zu christlicher Haltung, sondern profane (nicht kirchliche) Dichtung, und anderseits *Cynewulf*, dem jenes an Innigkeit und Hingabe die Kreuzeshymnen des Venantius Fortunatus übertreffende »Gedicht vom heiligen Kreuz« zugeschrieben wird, das ergreifende Zeugnis für die schwere innere Auseinandersetzung, welche die geforderte Annahme der Religion des Kreuzes in der germanischen Seele hervorrief.

6.

Eine Spur dieser Auseinandersetzung finden wir auch bei *Alkuin* (um 730—804) aus York, den Karl d. Gr. in Rom kennen gelernt und in seine Nähe zu ziehen gewußt hatte. In seinen Schriften behandelt er fast alle Gebiete der damaligen Gelehrsamkeit von der Grammatikregel bis hinauf zur Trinitätslehre: didaktischen Zwecken sind auch die meisten seiner Briefe gewidmet und selbst seine Werke in Versen, ein Leben des hl. Willibrord und eine Geschichte seiner Heimat York. Mit diesen Verserzählungen steht Alkuin in einer Tradition, die in die ältesten Zeiten christlicher Dichtung zurückreicht und zu einem gewichtigen Teil Fortsetzung der antiken rhetorischen Paraphrase darstellt, eröffnet durch die Rhetorisierung der römischen Dichtung seit Ovid und gefördert durch die Art und Weise, mit der die Rhetoriker die Dichter erklärten. Daher kam das Bestreben, einzelne Bücher der Bibel in Hexameter umzusetzen (Juvencus bei den Lateinern, Nonnos bei den Griechen), daher die Übernahme dieser Methode ins Gebiet der Hagiographie (der von Sulpicius Severus um 400

geschriebenen Vita des hl. Martins gab ein metrisches Gewand Paulinus von Périgueux im 5., Venantius Fortunatus im 6. Jahrhundert), daher schließlich die Umkehrung des Verhältnisses bei Sedulius, der seinem Carmen Paschale (in Versen) ein Opus Paschale (in Prosa) folgen ließ. Die Doppelbearbeitung desselben Themas machte nun Schule bei den Angelsachsen (Aldhelm: *de virginitate*, Beda: *Cuthbert = Vita*, Alcuin: *Willibrord = Vita*) und wanderte durch Alkuin auf den Kontinent (der letzte Ausläufer dieser Richtung ist wohl Ornulf von Speier, der um 1050 seine »rhetorici colores« in Prosa schrieb und dann in ein Lehrgedicht umarbeitete), das Ganze keineswegs eine bloße literarische Mode, sondern Ausdruck dafür, daß gebundene und ungebundene Kunstrede als vertauschbar empfunden wurden. Wahrscheinlich gehört Alkuin wirklich nicht das »Streitgespräch zwischen Lenz und Winter« zu, eine Idylle im Stil der Eklogen Vergils; aber wenn man sie ihm zuwies, so zeigt das, wessen man ihn für fähig hielt, germanisches Naturgefühl in lateinischen Versen Wort werden zu lassen (damit erklärt

es sich wohl auch, daß die unter Alkuins Einfluß stehende Tafelrunde Karls d. Gr. der altgermanischen Poesie gegenüber aufgeschlossen blieb, damit erfahren aber auch die oft zitierten Ausfälle Alkuins gegen das Studium der profanen Literatur ihre notwendige Begrenzung als Sicherung gegen die Verweltlichung des Klerus). Nicht ohne Alkuins Einfluß ist endlich der Erlaß Karls d. Gr. an Abt Baugulf von Fulda (zwischen 780 und 800), ein auf Beda Venerabilis fußendes Hauptdokument der karolingischen Studienreform mit dem wichtigen Satz: »Da man in der Bibel Redefiguren (schemata, tropi et cetera his similia) eingestreut findet, ist es keinem zweifelhaft, daß jeder Leser sie um so schneller im geistlichen Sinne begreift, je früher und vollständiger er literarische Bildung erworben hat.« Dieses Bildungsprogramm mit der Figurenlehre als Eckstein hat die mit Recht bewunderte Bereicherung des dichterischen Ausdrucks und jene Blüte der Metaphorik hervorgebracht, die der lateinischen Literatur des Mittelalters eigen ist und die national-sprachlichen Literaturen weitgehend fruchtete.

(Schluß folgt.)

U M S C H A U

150 JAHRE AARGAU

(Eine Ausstellung im Kreuzgang des Klosters Wettingen.)

Ein Kennzeichen unserer Zeit ist ihre Zerfahrenheit und Zerrissenheit, und es ist gerade für uns Katholiken tröstlich und erhebend, aber auch verpflichtend, sich einer Kirche ergeben zu wissen, deren Merkmal es ist, die ganze Schöpfung ausgerichtet auf ihr letztes Ziel als *Ganzheit* zu schauen.

Die Anforderungen des Lehrplanes haben es mit sich gebracht, daß auch in der Schule diese Zersplitterung Eingang gefunden hat. Von der Volkschule bis zur Mittelschule ist der Schüler gezwungen, täglich mehrmals von einer Stunde zur andern gänzlich »umzuschalten«, als ob es sich bei dieser Angelegenheit um eine Hackmaschine handeln wür-

de, die man mit einem Druck auf den Knopf von Fein- auf Grobschnitt umstellen kann. Doch so oder so, was herauskommt ist eben immer zerhackt.

Um die unheilvollen Folgen solcher Zersplitterung wissend, hat das Seminar Wettingen letztes Jahr den Versuch der Durchführung sogenannter Konzentrationswochen unternommen. Der normale Stundenplan wird außer Kraft gesetzt und ersetzt durch eine längere Arbeit an *einem* Thema. Der Schreibende konnte selber letztes Jahr als Schüler diese Konzentrationswoche zum ersten Mal erleben. Wir alle waren begeistert davon. Endlich durften wir einmal ganz selbständig einen Stoff in seiner vielfältigen Ganzheit wahrhaft erleben und ihn uns verinnerlichen. Auch kamen sich dabei in einem schönen Team-work Lehrer und Schüler um vieles näher.